Wolf Lepenies

UTOPIE UND MELANCHOLIE

24. August 2011

Festspiel-Dialoge 2011

© Copyright Wolf Lepenies

WOLF LEPENIES

EUROPA – DER MELANCHOLISCHE KONTINENT

VORTRAG SALZBURG

24. AUGUST 2011

Meine Damen und Herren,

Haben Sie in letzter Zeit zu heiß gebadet? Dann besteht die Gefahr, dass Sie über kurz oder lang melancholisch werden! Haben Sie sich zu sehr der prallen Sonne ausgesetzt, einen Schlag auf den Kopf bekommen oder zu viel Wein getrunken? Dann sind Sie bereits Melancholiker. Das gleiche gilt, wenn Sie im Übermaß Zwiebeln und Knoblauch zu essen pflegen oder die Angewohnheit haben, Ihre Speisen zu überwürzen. Sind Sie faul oder arbeiten Sie zuviel: In beiden Fällen verraten Sie damit Ihre Neigung zur Melancholie. Einsamkeit und Aufregung, schwarzes Brot und saure Getränke, unreines Wasser, übermäßiges Essen, Hass und Rachsucht – sie alle führen unweigerlich in die Melancholie. Sind Sie, meine Damen, Nonne, Witwe oder Jungfrau? Es macht überhaupt keinen Unterschied: Melancholisch sind Sie in jedem Fall.

Zu diesen Schlussfolgerungen müssen Sie nach der Lektüre eines Buches kommen, von dem Lord Byron 1807 schrieb, es sei "das unterhaltendste und belehrendste Potpourri aus Zitaten und klassischen Anekdoten", das er je gelesen habe, das Buch, mit dessen Hilfe man am leichtesten in den Ruf der Belesenheit komme. Die Rede ist von Robert Burtons *Anatomy of Melancholy*, 1621 erschienen, ein Wälzer von über tausend Seiten in der Oktavausgabe. Burtons Buch ist *der* Klassiker der Melancholie-Literatur; immer wieder wurde das Buch neu aufgelegt, die letzte deutsche Ausgabe erschien 2004.

"That all the world is mad, that it is melancholy", war die Schlussfolgerung Robert Burtons, der schrieb, um sich von seiner eigenen Melancholie zu befreien. Nach hundert Seiten aber hält er bereits inne und fragt selbstkritisch: Habe ich nicht übertrieben? Gibt es überhaupt jemanden, der nicht melancholisch ist? "Have I overshot myself?", fragt sich Burton, "Bin ich über das Ziel hinausgeschossen?" – um dann doch

fröhlich weiterzufahren in seiner nicht enden wollenden Beschreibung der tausenderlei Ursachen und Folgen der Melancholie, die er entweder vom Hörensagen oder, wie er behauptet, aus eigener Erfahrung kennt: "Wovon andere gehört haben oder worüber sie gelesen haben, ich habe es am eigenen Leibe gefühlt und praktiziert. Die meisten haben ihre Kenntnisse aus Büchern, ich habe sie, weil ich melancholisch bin. Glaubt Robert, der aus Erfahrung spricht! "

Aber müssen wir, wie der Autor es so treuherzig einfordert, diesem Robert tatsächlich alles glauben? Was sollen wir mit seiner entwaffnenden Schlussfolgerung anfangen: "Verstehe unter Melancholie was Du willst, es ist doch alles ein und dasselbe"? Burton und seine Nachfolger haben ansteckend auf uns, die Leser im Abendland, gewirkt: Ob wir es wollen oder nicht – sitzt ein Mensch nur gedankenverloren da und legt seinen Kopf auf den aufgestützten Ellenbogen, erscheint er uns zwar noch nicht wie ein moderner Walther von der Vogelweide, wie zwanghaft aber stellen wir ihn uns als einen Melancholiker vor. Die Sache wird noch komplizierter dadurch, dass laut Burton nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Gesellschaften, Nationen, Staaten, Städte, Gemeinwesen melancholisch sein können. In der für ihn typischen Übergenauigkeit schildert Burton beispielsweise mit Hunderten von Beispielen, warum das Reisen in der libyschen oder arabischen Wüste die Melancholie hervorruft. Zugleich behauptet er, dass regelmäßige Überschwemmungen die Niederlande zu einem melancholischen Land und gemacht haben. Städte wie Antwerpen, Syrakus, Brindisi und Dover sind melancholische Orte; in Alexandria und Pisa hat die schlechte Luft die dort wohnenden Menschen zu Melancholikern werden lassen. Von Geburt an melancholisch sind natürlich die Bewohner Venedigs, weil bereits deren Vorfahren ihr ganzes Leben damit verbringen mussten,

gegen das Wasser zu kämpfen.

Auf der einen Seite gibt es nationaltypische Gründe für die Ausbreitung der Melancholie: Luxus und Aufruhr sind es in Italien, Aberglauben und Eifersucht in Spanien, Trunksucht in Deutschland – bei den Ungarn aber wird die Melancholie wie eine ansteckende Krankheit durch den Kontakt mit ihren Nachbarn verursacht, den Türken. Auf der anderen Seite kann - in Analogie zur Physiologie des menschlichen Körpers - unter bestimmten Umständen jeder *body politic* melancholisch werden. So heißt es bei Burton: "Der Staat war wie ein kranker Körper, der seine Arznei zu spät erhalten hatte; seine Säfte waren nicht richtig gemischt, und so sehr war er durch Reinigungen geschwächt, dass nichts als Melancholie übrig blieb."

"Physiologie" ist das Stichwort, das uns nun zu einem skizzenartigen Überblick der Melancholie-Problematik in historischer Perspektive führt.

Die Antike fand in der Physiologie des Menschen die Erklärung für das Entstehen der Melancholie. Sie war ein Symptom innerer Unordnung. Die ordentliche, d.h. die angemessene Verteilung der verschiedenen Körpersäfte, der *humores*, galt als Gesundheit – die Unordnung, das heißt das Überwiegen eines der drei schädlichen Säfte - Schleim (*phlegma*), gelbe oder schwarze Galle (*cholos*) - bewirkte Krankheit. Der Sanguiniker dagegen hatte eine *complexio temperata*, ein gemäßigtes Temperament, er war gesund.

Die Melancholie hatte ihre Ursachen – und blieb dennoch rätselhaft So suchten Autoren der Antike nach einer Antwort auf die Frage, warum die Melancholie in einer bestimmten Menschengruppe besonders häufig anzutreffen war. "Schwarzgallig" nämlich waren insbesondere viele Genies - und so stellte man im Umkreis von Aristoteles die Frage:

"Warum erweisen sich alle außergewöhnlichen Männer in Philosophie oder Politik oder Dichtung oder in den Künsten als Melancholiker?" Platon dagegen stellte sich diese Frage nicht; denn bei ihm ist der *melancholikos* nicht das schwarzgallige Temperament, welches das Genie kennzeichnet, sondern vielmehr der Unbelehrbare. So laufen von der Antike bis zum Mittelalter zwei Melancholie-Auffassungen nebeneinander her: die eine wertet unter dem Einfluss einer normativen Medizin die Melancholie negativ, die andere knüpft an Aristoteles an und adelt die Melancholie. Dies geschieht insbesondere in der florentinischen Frührenaissance. Für die positive wie die negative Melancholieauffassung aber gilt: Angelegt ist die Melancholie in jedem von uns – zum Habitus aber wird sie nur bei wenigen. Es ist diese Spannung zwischen Alltag und Außerordentlichem, zwischen Trivialität und Genialität, welche die Karriere der Melancholie in der abendländischen Geistesgeschichte bestimmt.

Bis in die Moderne definieren ganze Kunstbewegungen sich durch ihre Abwehr oder durch ihre Akzeptanz der Melancholie. Am Beginn des 20. Jahrhunderts verbietet beispielsweise der Futurismus seinen Anhängern, melancholisch zu sein; in einem Manifest mit dem Titel "Der Gegenschmerz" wird eine Art von Zwangstherapie entwickelt, um die "unheilbar der Melancholie Verfallenen" zum Optimismus zu erziehen. Im Surrealismus dagegen wird die Melancholie zum Vorzugs- und Vorzeigetemperament; hier wird in einem frühen Manifest gefordert, "die Menschen zur Verzweiflung an sich selbst und der Gesellschaftsordnung zu bringen."

Ganze Epochen gelten als melancholisch. Im Elisabethanischen Zeitalter Englands erschafft Shakespeare in Hamlet den Prototyp des melancholischen Intellektuellen. Im 18. Jahrhundert werden im

Deutschland der Kleinstaaterei Goethes Werther und Hölderlins Hyperion zu Helden der Schwermut. Vom Machtzentrum des Hofes ferngehalten, flüchtet sich das resignierte deutsche Bürgertum in die Einsamkeit der Natur und die eigene Innerlichkeit, bevor es in der entstehenden Industriegesellschaft die Arbeit als Heilmittel gegen die Melancholie entdeckt. Bevor die Fabrikhallen entstehen, werden als bevorzugte "Räume" der Melancholie Einsamkeit und Innerlichkeit gegen das Leben im adligen Salon und in der bürgerlichen Gesellschaft ausgespielt. Das 19. Jahrhundert geht unter Führung Frankreichs so weit, die Melancholie zur epochentypischen Krankheit, zum "mal du siècle" zu erklären.

Melancholiker zu sein, ist nicht ungefährlich. In der katholischen Kirche gilt die Schwermut, die "Mönchskrankheit", genannt "acedia", als Todsünde. Alle totalitären Systeme sehen in der grundlosen Traurigkeit ein Zeichen der Auflehnung und Opposition. Hitler wie Stalin schöpften sofort Verdacht, wenn in ihrem Umkreis der Gesichtsausdruck eines Menschen die demonstrative Zuversicht vermissen ließ, die von ihren gehorsamen Untertanen verlangt wurde. George Orwells Roman *1984* ist die klassische Schilderung des totalen Überwachungsstaates: ihn kennzeichnen Melancholie–Vermeidung und Melancholie-Vertreibung.

Für die unverminderte Aktualität der Melancholie-Problematik gibt es viele Gründe. Sie liegen weniger im Fortleben eines psychischen Syndroms, von dem man gesagt hat, die Schwermut sei zu wichtig, um sie den Psychiatern zu überlassen. Vielmehr beanspruchen seit der Antike die *Intellektuellen* die Melancholie als ihren bevorzugten Gemütszustand – und weil Intellektuelle nichts mehr lieben, als über sich selber zu sprechen, wurde und wird unentwegt auch über die Melancholie geredet. Ferner gilt in der Selbst- wie Fremdbeschreibung *Europa* als melancholischer Kontinent – noch in den amerikanisch-europäischen

Auseinandersetzungen zur Zeit des zweiten Irak-Krieges wurde darauf zurückgegriffen. Schließlich wird *Arbeit* traditionell als Therapie gegen Melancholie angesehen. Es liegt daher nahe, den gesellschaftlichen Wandel unserer Zeit, der weitgehend von der Schrumpfung der klassischen Erwerbsarbeit bestimmt wird, auch aus der Perspektive der Melancholie-Problematik zu betrachten.

Soweit eine erste Übersicht. Im folgenden will ich *erstens* die Spannung zwischen Utopie und Melancholie als auszeichnende Charakteristik des Intellektuellen beschreiben, *zweitens* von Europa als von einem Kontinent der Melancholie sprechen, und schließlich *drittens* die Aktualität der Melancholie-Problematik am Zusammenhang von Arbeit und Melancholie zeigen.

Utopie und Melancholie

Robert Burton wollte nicht nur die Melancholie des Einzelnen beschreiben, ihre Ursachen ergründen und Therapien finden, mit denen ihr abgeholfen werden kann. Er suchte auch nach Heilmitteln für den melancholischen Staat. Unmittelbar, nachdem Burton die Grundzüge eines melancholischen Gemeinwesens beschrieben hat, entwirft er dessen Gegenbild. Es ist eine von Melancholie freie Utopie: "Ich will, zu meiner eigenen Freude und zu meinem Vergnügen, mein eigenes Utopia bauen, ein neues Atlantis, mein eigenes poetisches Commonwealth, in dem ich frei herrschen kann, Städte bauen, Gesetze machen, Statuten aufstellen – alles, was ich selber anführen möchte." Dieses Utopia liegt – hier kommt die für unseren Autor charakteristische Übergenauigkeit ins Spiel – auf einer Breite von 45 Grad in der Mitte der gemäßigten Zone und ist in zwölf Provinzen eingeteilt, die genau voneinander abgegrenzt sind. Jede

Provinz umfasst einen kreisförmigen Durchmesser von zwölf italienischen Meilen, kein Dorf darf mehr als acht Meilen von einer Stadt entfernt sein. Die utopische Regierungsform ist die Monarchie, es gibt nur wenige Gesetze, aber diese werden streng eingehalten, in Ausführlichkeit niedergelegt und in der Muttersprache der Inselbewohner, nicht in Latein, niedergeschrieben, damit jeder sie verstehen und befolgen kann. Die Zahl der Rechtsanwälte, Richter, Advokaten, Ärzte und Chirurgen wird auf eine Höchstzahl festgesetzt, die unter keinen Umständen überschritten werden darf. Besonders die Zahl der Gesetze und der Rechtsanwälte muss strikt beschränkt werden, denn, in Burtons eigenen Worten: "Wo die Menschen im allgemeinen aufrührerisch und streitsüchtig sind, wo es viel Uneinigkeit, viele Gesetze und Prozesse gibt, viele Rechtsanwälte und Ärzte, da ist all das Zeichen eines schlechttemperierten, melancholischen Staates." Kann man schon nicht die Ursachen heilen, muss man wenigstens die Symptome verbieten ...

Burtons Überlegungen sind typisch für unseren Kontinent: In der europäischen Denktradition gehören Utopie und Melancholie zusammen. Die Melancholie ist das negative Abziehbild der Utopie; die Utopie ist das positive Gegenbild der Melancholie. Die Utopie beschreibt einen effizienten, auf reibungsloses Funktionieren angelegten, oft monarchischen, manches Mal aber auch egalitär verfassten, stets bis in die kleinsten Einzelheiten durchgeplanten Staat. Der Unordnung der Melancholie wird eine perfekte Ordnung gegenüberstellt, in der für Überraschungen prinzipiell kein Platz ist, weil alles vorausgeplant worden ist. Abweichungen von dieser Ordnung werden stets streng geahndet. Daher ist der Melancholiker der Feind der Utopie. Trauer ist

Unordnung – und grundlose Trauer ist für alle herrschenden Mächte im ganz besonderen Maße gefährlich.

Melancholie ist ein Zeichen der Unordnung – die Utopie ist der anti-melancholische Ordnungsentwurf. Die Melancholie ist traditionell die Metapher des Missvergnügens am Staat und an der herrschenden Macht – die Utopie ist die ins System gebrachte, anti-melancholische Staatsverklärung. Auch hieraus erklärt sich die Rigorosität der utopischen Gesetzgebung: Der von Melancholie befreite Staat fasst den Abweichler und Rechtsbrecher als Symptom des drohenden Rückfalls in die Unordnung auf, der mit allen Mitteln entgegengewirkt werden muss.

Europa – der melancholische Kontinent

Wenn Ihre Aufmerksamkeit dafür erst einmal geweckt worden ist, wird Ihnen sofort auffallen, wie oft das Stichwort "Melancholie" als Metapher für den Zustand Europas oder jedenfalls für Teile von Europa benutzt worden ist und bis heute benutzt wird. Ich gebe Ihnen dafür zunächst zwei aktuelle und ein historisches Beispiel.

In einem Artikel der französischen Tageszeitung *Le Monde*, der sich mit dem Anwachsen des *déclinisme*, der schlechten Laune und des Missmutes in Frankreich befasste, hieß es: "Wenn der Optimismus oder die Miesepetrigkeit ihren Grund in der Realität oder jedenfalls in einer bestimmten Wahrnehmung der Realität haben, so sind sie zugleich doch auch das Ergebnis einer bestimmten Haltung. Wenden Sie Ihr Gesicht endlich der Sonne zu; sie wird Sie wärmen. Drehen Sie ihr den Rücken zu, so werden Sie die Sonne nicht mehr sehen und frieren. Nach der Welle des Trübsinns brauchen wir jetzt eine Welle des Optimismus, um

die Franzosen davon zu überzeugen, dass es Zeit ist, 'sich vom Feinstaub der Melancholie zu reinigen, der ohne Unterlass auf uns herabrieselt' (Jacques Julliard). Die tranigen und melancholischen Franzosen sind eine derart auffallende Erscheinung geworden, dass man in den USA sogar wissenschaftliche Studien über sie anfertigt ... Wenn man genauer hinsieht, merkt man, dass wie stets der Pessimismus oben, am Kopf beginnt ... Wenn aber die Auffassung vom unaufhaltsamen Niedergang des Landes die Debatten der Eliten beherrscht – will man sich dann darüber wundern, dass ganz Frankreich von einer Vertrauenskrise erfasst wird? Besteht die wirksamste Strategie, den Terror herbeizurufen, nicht darin, von einer 'Gesellschaft der Angst' zu sprechen? Wie kann man sich darüber wundern, dass das ganze Land sich in einer 'unsicheren Demokratie' wähnt, die einige als Endzeit bezeichnen, wenn wir überall auf Lähmung stoßen und auf Nostalgie - diese Tochter der Melancholie? Mehr als 300.000 Besucher haben 2006 die Melancholie-Ausstellung im Pariser Grand Palais über das schwarzgallige Temperament von der Antike bis zu den Depressionen des 20. Jahrhunderts gesehen ... ."

Soweit der Bericht aus *Le Monde*. Ich erspare mir Spekulationen darüber, was die Schlangen vor der im gleichen Jahre stattfindenden Berliner Melancholie-Ausstellung über den mentalen Zustand der Deutschen und der Bundesrepublik aussagten ...

Mitteleuropa ist ein klassischer Ort der Melancholie. Ich gebe Ihnen dafür zunächst ein historisches Beispiel, das im österreichischen Salzburg besonders am Platze ist. Das Beispiel stammt aus Friedrich Naumanns 1915 erschienenem Buch *Mitteleuropa*, das in vielen Aspekten heute noch aktuelle Bezüge aufweist. Es geht dabei um die Melancholie in der KuK-Monarchie. "Die Österreicher" – so Friedrich Naumann - "sollen es mir nicht übel nehmen, wenn ich sage, dass sie selber vielfach daran

schuld sind, wenn pessimistische Urteile über Österreich in der Welt allzu sehr verbreitet werden. Es gibt so eine besondere Art von Wiener Staatskritik, die sich interessant und gehaltvoll vorkommt, wenn sie trübe Bilder malt. Das ist in Wien selber gar nicht so tiefernst gemeint, sondern gleicht nur den täglichen Klagen einer älteren Dame, die es nicht für ganz vornehm halten würde, glattweg einzugestehen, dass sie gut gegessen und geschlafen habe. Diese künstliche Melancholie ist im Grunde etwas rein Literarisches und hat mit Politik sehr wenig zu tun, aber von der Außenwelt wird solchen Müdigkeitsdichtungen ein politischer Wert beigelegt. Wenn beispielsweise vor dem Krieg in Paris erzählt wurde, dass sich nächstens die Bayern vom Deutschen Reich trennen würden, so hoben wir den Maßkrug und riefen: Prost! Kam aber im Corriere della Sera oder sonst wie in der Auslandspresse eines Abends die Nachricht, dass die Tschechen den österreichischen Staat bedrohen und offene Ohren für fremde Einflüsterungen haben, dann seufzte das Wiener Kaffeehaus: Ach ja, die Tschechen! Sicherlich nun gab es gelegentlich Anlass zum Seufzen, aber man soll es nicht so öffentlich und wohlgefällig tun. Wenn Österreich selbst seine pessimistischen Anwandlungen als das erkennt, was sie sind, nämlich Ästhetenpolitik, dann wird es sofort auch draußen als gesunder eingeschätzt werden. Wir glauben an euch, glaubt ihr an euch selber."

Grundlage der europäischen Melancholie sind im letzten Jahrhundert die Erfahrungen der beiden Weltkriege, die ja nicht zuletzt europäische Kriege waren. 1919 schreibt der französische Dichter Paul Valéry einen Essay "Die Krise des Geistes" (*La Crise de l'Esprit*), der mit dem heute noch oft zitierten Satz beginnt: "Wir anderen Zivilisationen, wir wissen jetzt auch, dass wir sterblich sind." Valéry spricht von den untergegangenen, großen Reichen der Vergangenheit und davon, dass

nach den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs und seiner zehn Millionen von Toten das Gefühl der Vergänglichkeit auch Europa erfasst hat: Frankreich, England, Russland – diese Namen klingen auf einmal wie Elam, Ninive und Babylon. Die Europäisierung der Welt ist an ihr Ende gekommen – und damit ist auch Europa vom Untergang bedroht. Dieses vom Untergang bedrohte Europa verkörpert sich in Hamlet, und die Schlossterrasse, von welcher dieser Melancholiker in die Zukunft blickt, umfasst die Sumpfgebiete an der Somme, die Kreidefelsen der Champagne und den Granit des Elsass – es sind die Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs. Später wird ein anderer großer europäischer Dichter, der in der Emigration zum Amerikaner geworden war, später wird Thomas Mann nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkriege ebenfalls von Europa als Hamlet sprechen – und von Amerika als Fortinbras, dem vorwärtsdrängenden, optimistischen und stets handlungsbereiten jungen Norwegerkönig. Darauf komme ich zurück.

Natürlich sind weder die Melancholie noch das utopische Denken auf Europa beschränkt – sie finden sich ebenso in anderen Teilen der Welt. Dennoch kann man sagen, dass die Verknüpfung von Melancholie und Utopie eine europäische Besonderheit darstellt. Sie wird sichtbar, wenn man die Rolle des europäischen Intellektuellen in den Vordergrund rückt. Das Wesen Europas, so lautete eine heute noch oft gemachte Behauptung, lasse sich weder mit Hilfe der Geschichte noch mit Hilfe der Geographie bestimmen. Kennzeichnend für Europa sei vielmehr ein besonderer menschlicher Typus, der *homo europaeus*, der wiederum von niemandem eindrucksvoller verkörpert werde als vom experimentell vorgehenden Naturwissenschaftler: der europäische Geist zeichne sich durch seinen Rationalitätsglauben aus. Die Einzigartigkeit Europas, die einst unseren alten Kontinent dazu befähigt hat, die ganze Welt zu "europäisieren",

liege in der Entwicklung der Naturwissenschaften und der modernen Technik. Diese Auffassung hat das europäische Selbstbewusstsein seit der Renaissance bestimmt und in der Aufklärung ihren Höhepunkt erreicht. In der Mitte des 18. Jahrhunderts charakterisierte der große Botaniker und Ordner der Pflanzenwelt Carl von Linné den *homo europaeus*, für ihn die höchste Ausprägung der Gattung *homo sapiens*, als "levis, argutus, inventor", als leicht beweglich, scharfsinnig, erfinderisch. Damit wurde der Europäer mit dem Wissenschaftler gleichgesetzt.

Es gibt aber verschiedene und durchaus entgegengesetzte Spielarten des *homo europaeus*. Es gibt – will man sich auf eine zugegebenermaßen etwas grobe Gegenüberstellung beschränken – auf der einen Seite den europäischen Intellektuellen, der ein selbstbewusster, ja aggressiver Sanguiniker ist, ein Tatmensch, der missionieren, bekehren und die Welt erobern will. Und dann gibt es ganz andere, die stets vor sich hinbrüten und die an allem zweifeln, es sind die der Gedankenschwere Verfallenen, die sich aus der Welt zurückziehen und in der Einsamkeit mit sich selbst konfrontiert sind – die Melancholischen. Diesen Typus des Intellektuellen hat niemand besser verkörpert als Shakespeares Hamlet, der – aus Wittenberg, der Universität Fausts und des deutschen Protestantismus, nach Hause zurückgekehrt – von der Terrasse seines dänischen Schlosses auf Europa blickt wie auf einen Kontinent der Melancholie.

Der Melancholiker ist eine Art von homo *europaeus intellectualis*, er gehört einer Gattung an, die sich durch eine unstillbare Neigung zur Reflexion auszeichnet. Als 1919 die Russische Revolution gesiegt hatte, schrieb Alexander Blok an Maxim Gorki: "Ach, wenn wir doch nur einmal für ein Jahrzehnt mit dem Denken aufhören könnten!" Das ist die Pein des Intellektuellen: die Unfähigkeit, mit dem Denken Schluss zu machen. Ins Denken verstrickt, sind die Melancholischen, wie es im

Französischen heißt, "les malheureux qui pensent", die Unglücklichen, die denken. Das Glück dagegen ist immer gedankenlos. Dabei sind die Melancholischen nicht ungeschickt und durchaus nicht immer weltfremd. Oft verstehen sie es, aus ihrem Leid eine Mode und ein Metier zu machen: Sie sind sich der Tatsache bewusst, dass der Pessimismus große Werke hervorbringen kann, organisieren sich als 'klagende Klasse' und ihre Klage wird dann zu einem Gesang, der sich gut verkaufen lässt.

Der melancholische Intellektuelle ist chronisch unzufrieden; er leidet aus Prinzip am gegenwärtigen Zustand der Welt. Seine unstillbare Reflexion entsteht aus der Handlungshemmung, und zugleich hemmt sie weiteres Tun. Der melancholische Intellektuelle leidet an der Welt, er versucht, diesem Leiden Ausdruck zu verleihen, und schließlich leidet er an sich selbst, weil er nur grübeln, aber nicht handeln kann. Natürlich muss man eine derart allgemeine und daher notwendigerweise schiefe Charakteristik in ihrem Geltungsbereich einengen. Das Problem, von dem ich spreche, ist offenkundig kein Problem der Antike. Es bildet auch kein Problem in Kulturen, in denen der Vorrang der Muße vor der Arbeit, der *vita contemplativa* vor der *vita activa*, unbestritten ist. Die Melancholie der Intellektuellen wird zum europäischen Problem, als mit der Verbürgerlichung des Okzidents und mit dem Aufkommen der protestantischen Ethik die Arbeit zum Verhaltensideal und die Muße damit rechtfertigungsbedürftig wird.

Die Melancholie verrät unkontrollierbare Affekte, inneren Aufruhr und damit drohende Revolte. Sie gerät daher früh unter Verdacht – und damit wird auch der Intellektuelle verdächtig. Wenn er auf der einen Seite keinen Verrat an seinen kritischen Idealen begehen und sich der Welt anpassen und wenn er auf der anderen Seite nicht seine Existenz in der offenen Auflehnung riskieren will, muss der Intellektuelle sich eine

andere, eine bessere Welt ausdenken und erträumen. So wird die Utopie geboren, jenes literarische Genre, das den Aufbruch Europas in die Moderne begleitet. Der Intellektuelle klagt über die Welt, und aus dieser Klage entsteht das utopische Denken, das eine bessere Welt entwirft und daraus die Melancholie vertreiben will. Das Melancholieverbot findet sich in allen Utopien.

Nun ist der Intellektuelle weder stets Melancholiker noch ist er notwendigerweise Utopist. Aber seine Existenz schwankt in der Regel zwischen diesen beiden Polen. Er leidet an der Welt, wie sie ist – und aus diesem Leiden heraus entwirft er eine bessere Welt, eine Welt, wie sie sein soll. Hier liegt der Ursprung dessen, was man später einmal den "Verrat der Intellektuellen" nennen wird. Denn aus dem Melancholieverbot der Utopie wird schnell der Zwang, in der Gesellschaft das Glück oder, wenn dies nicht möglich ist, zumindest den Anschein des Glücks durchzusetzen. *Organiser la fortune*, "Das Glück planen", lautet dann das Motto; die Französische Revolution erklärt das Glück zum obersten Ziel des staatlich-revolutionären Handelns. "Das Glück ist eine neue Idee in Europa", riefen die Revolutionäre aus – es war der Versuch, mit der Vorstellung Europas als des melancholischen Kontinents Schluss zu machen. Der Versuch aber, das Glück zu erzwingen, endete in der *terreur*, der Schreckensherrschaft.

Da das *Glück* eben nicht befohlen werden kann, verkehrt sich das wirkungslose Glücks*gebot* in das durchsetzbare *Verbot* für den einzelnen, sein *Unglück* öffentlich zu zeigen. Die Melancholie wird rigoros unterdrückt – umso unbegreiflicher kommt sie den Mächtigen vor, weil sie unfassbar erscheint. Die Melancholie ist der Kummer, der keine Worte findet. Nicht nur in der Utopie findet dieser Kummer ohne Worte keinen Raum, keinen Ort, keinen *topos*. So will – ich habe schon davon

gesprochen – der Diktator Stalin die Menschen Russlands glücklich sehen – und wehe dem, dessen Gesichtszüge dem Befehl des Tyrannen nicht gehorchen -, so wollen Hitler und Goebbels die arischen Deutschen buchstäblich mit aller Gewalt glücklich machen.

Melancholie und Utopie – dazwischen liegen Glanz und Elend der europäischen Intellektuellen. Die Rede ist dabei vor allem von den Künstlern und den Schriftstellern. Eine Gruppe von Intellektuellen aber, die ebenfalls ihren sozialen Ursprung in der europäischen Neuzeit, zumal in der Renaissance, hat, entzieht sich offenkundig dieser Alternative: Es sind die Naturwissenschaftler. Man könnte die empirische Naturwissenschaft geradezu als den Bereich der intellektuellen Tätigkeit beschreiben, der jenseits der Melancholie und diesseits der Utopie liegt. Der Wissenschaftler verzweifelt in der Regel nicht an der Welt, sondern bemüht sich, sie zu verstehen und zu erklären, er denkt nicht in Utopien, sondern stellt Prognosen auf, welche die Gegenwart in die Zukunft verlängern; weder Verzweiflung noch Hoffnung kennzeichnen die Normalwissenschaft und ihr Personal, sondern Sachlichkeit und ein ruhiges Gewissen. Trifft er auf ein Problem, dann brütet der Naturwissenschaftler nicht – er übt. Hier liegt die Ursache der Spannung zwischen zwei Schichten der europäischen Intelligenz, die ich als die "Klagende Klasse" und als die "Menschen guten Gewissens" voneinander unterscheiden möchte. Die Spielarten des europäischen Intellektuellen ordnen sich – wie Eisenfeilspäne in einem Magnetfeld – zwischen den Polen der Melancholie und der Utopie.

Deutlich wurde dies im europäischen Wunderjahr 1989, welches das Ende des Kommunismus in Europa mit sich brachte. In den Umwälzungen dieses Jahres haben Intellektuelle eine bedeutende Rolle gespielt – sie sind Helden und Verräter gewesen, Oppositionelle und

Lakaien der Macht, einige haben die Stimme erhoben und ihr Wort ist eine Macht gewesen, und anderen haben geschwiegen, als sie hätten schreien und damit die Tyrannei anklagen müssen. Zwei Schlagworte vor allem sind es, mit deren Hilfe man versucht hat, sich über das Wesen der postkommunistischen Welt Klarheit zu verschaffen: *Das Ende der Utopie* und *Das Ende der Geschichte*. Die historische Semantik ist grausam: In nur wenigen Jahren wurde "Utopie" ein Unwort. Niemand sprach mehr von Utopien. Aber tat man recht daran?

Das Ende der sozialistischen Utopie, so redete sich der Westen ein, bezeichnete das Ende jeder Utopie und markierte zugleich den grandiosen Triumph des Kapitalismus, der Demokratie und des liberalen Rechtsstaates. Endlich hatte sich die eine, die einzige Wahrheit durchgesetzt. Die Welt sollte nun werden, was die Aufklärer schon lange erhofft hatten: eine Weltgesellschaft. Man sprach nicht mehr von Utopien und doch drückte sich in diesem negativen Triumphdenken lediglich die Überzeugung aus, eine andere als die kommunistische Utopie, die Utopie des Marktes und der Bürgergesellschaft, habe sich nun endgültig verwirklicht. So ließ sich nach 1989 die vorherrschende Mentalität der westlichen Intellektuellen beschreiben.

Nur kurze Zeit standen sich dabei in Europa zwei Gruppen von Intellektuellen einander gegenüber. In Mittel- und Osteuropa kamen Intellektuelle wie Václav Havel nicht wegen ihres politischen Geschicks oder ihrer ökonomischen Kompetenz an die Macht, sondern aufgrund ihres moralischen Engagements, ihres Gemeinsinns und ihres mutigen Eintretens für die Menschen- und Bürgerrechte. Bei diesen Intellektuellen – sie waren eine Minorität, der die Majorität der Mitläufer und Kollaborateure gegenüberstand – handelte es sich um Moralisten, die ganz Europa das Geschenk einer neuen Streitkultur machten: Auch sie

hatten einmal zur "Klagenden Klasse" gehört, aber nun hatten sie sich in Angehörige einer seltenen Spezies verwandelt, sie waren zu aktiven Melancholikern geworden, die den Zwangscharakter des offiziellen, von der kommunistischen Diktatur verordneten Optimismus entlarvt hatten. Im Osten gab es auf einmal etwas Neues: eine Wiedergeburt der Intellektuellenmoral. Im Westen standen diesen Moralisten Intellektuelle gegenüber, die in postmoderner Blasiertheit jedes Interesse an Fragen der Moral längst verloren hatten, Menschen eines aufreizend guten Gewissens, die – ohne das Wort "Utopie" je auszusprechen – fest davon überzeugt waren, dass nach dem Fall des Kommunismus, den sie sich selbst gutschrieben, nichts mehr die Entwicklung zur Weltgesellschaft des globalen Marktes aufhalten könne.

Doch nur für kurze Zeit trafen in Europa *Moralisten* und *Experten* aufeinander. Die Moralisten des Ostens waren Melancholiker, die sich aus ihrer Handlungshemmung befreit hatten und nun auf einmal zu ihrem eigenen Erstaunen die Macht in Händen hielten und wohl oder übel handeln mussten. Für sie ging es jetzt nicht länger mehr um die Beschwörung von Utopien, sondern um Realpolitik. Und so ereilte auch die melancholischen Moralisten das Schicksal, das Max Weber als die Veralltäglichung des Charismas beschrieben hatte: Angepasst, verwandelten sie sich in Experten, wurden aus Helden zu Händlern oder verschwanden alsbald ganz von der politischen Bühne.

Aus amerikanischer Sicht wird der melancholische Gemütszustand Europas noch deutlicher erkennbar. Was die Europäer in ihrem Einigungsprozess stets aufhielt, waren "Unnützes Erinnern/Und vergeblicher Streit". So klagte Goethe 1827 in seinem Gedicht "Den Vereinigten Staaten" und stellte Europa, dem gedankenbeschwerten, tatenarmen "alten Kontinent" das von Geschichte unbelastete, frische und

tatkräftige Amerika gegenüber. Melancholie und Vergangenheitskult bei uns, Optimismus und freudige Zukunftserwartung am jenseitigen Ufer des Atlantiks: Wäre er nur jünger, sagte Goethe noch wenige Jahre vor seinem Tod und dies war seine persönliche Utopie, er würde das nächste Schiff nehmen und nach Amerika auswandern. Bis heute ist zwischen den Kontinenten der von Goethe beschriebene Gegensatz der Mentalitäten lebendig geblieben.

Thomas Mann erinnerte daran in seiner Goetherede im Jubiläumsjahr 1949. In dieser Rede in der Washingtoner Library of Congress fasste er das Problem der europäisch-amerikanischen Beziehungen in einer einprägsamen Formel zusammen, die zum bleibenden Bestandteil des politischen Vokabulars auf beiden Seiten des Atlantiks wurde. Der amerikanische Staatsbürger Thomas Mann, der als Deutscher geboren wurde und Europäer geblieben war, diagnostizierte, dass der alte Kontinent auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs von seiner chronischen Krankheit nicht geheilt worden war: dem Kopfzerbrechen. Die Europäer grübelten zu viel über sich selbst, die Grenzen Europas und die Identität des Kontinents – und gerieten dadurch in politische Handlungshemmung. Auf der Weltbühne wirkten sie wie ein lahmer Akteur.

Wie konnte Europa die Bürde seiner überholten Traditionen abwerfen und die tiefen Wunden heilen, die sich seine Völker seit Jahrhunderten einander geschlagen hatten? Wie konnte es seine "altersmüde Kompliziertheit" überwinden? Zwischen Europa und Amerika herrschten Spannungen, in denen zwei gegensätzliche politische Temperamente zum Ausdruck kamen. Für diese gegensätzlichen Temperamente fand Thomas Mann die heute noch oft benutzte Formel: "Nicht Deutschland nur, ganz Europa ist Hamlet, und Fortinbras, das ist Amerika."

Europa war der Kontinent Hamlets, der melancholische Kontinent. Die Zukunft aber, so versicherte Thomas Mann seinen Washingtoner Zuhörern, gehörte Fortinbras, "dem Menschen des Tages, dessen Sinn und 'praktischer Verstand' auf das Nächste, Nützlichste gerichtet ist; sie gehört einer von des Gedankens Blässe nicht angekränkelten Tatkraft."

Hamlet, der Dänenprinz – er ist der von des Gedankens Blässe angekränkelte Zweifler und Grübler, der auch unter Bedingungen, die zum schnellen Handeln zwingen, sich in ein Netz von Bedenklichkeiten verwickelt, denen er sich am Ende nur durch Gewalttaten entreißen kann, die Schlimmes noch schlimmer machen. Fortinbras dagegen, der junge norwegische Königssohn, verkörpert die durch Reflexion nicht gehemmte Tatkraft – er ist der rasch und entschlossen Handelnde, überzeugt davon, wenn nicht immer das Recht, so doch das Recht des Stärkeren auf seiner Seite zu haben.

Thomas Manns Diagnose blieb bis in unsere Gegenwart aktuell. Für Jacques Delors beispielsweise lag Europas Problem darin, im Grübeln eine Tugend zu sehen, den *repli sur soi* zu geniessen, das lustvolle In-sich-gekehrt-Sein, immer noch Hamlet zu spielen, als die Union längst einen Fortinbras nötig hatte. Amerika dagegen war selten in der Gefahr, den Hamlet spielen zu wollen. Viele amerikanische Politiker verglichen die Rolle Amerikas mit Shakespeares Fortinbras, dessen Eingreifen stets am Ende der europäischen und asiatischen Familienfehden nötig wurde. Die feigen Europäer dagegen – in der amerikanischen Öffentlichkeit war die Rede von den "moralischen Pygmäen" - begnügten sich damit, den Hamlet zu spielen.

Ich komme zum Schluss.

Arbeit und Melancholie

Robert Burton – noch einmal erinnere ich an den Verfasser der *Anatomy of Melancholy* – schreibt, um seiner Melancholie Herr zu werden: "I writ of melancholy, by being busy to avoid melancholy. There is no greater cause of melancholy than idleness, *no better cure than business* ... ." Damit ist das entscheidende Stichwort für die Melancholie-Therapie gefallen: *Business*. Die Melancholie ist Reflexionsüberschuss und daher Handlungshemmung – das traditionelle Heilmittel dagegen ist die Handlung, das Tun, in Europa vorzugsweise eine bestimmte Form des Handelns: das Arbeiten. Die Arbeit ist das klassische Heilmittel gegen Melancholie.

Deutlich wird das etwa achtzig Jahre nach dem Erscheinen der *Anatomy of Melancholy* an einem Hauptbuch der europäischen Geistesgeschichte. Am Anfang des 18. Jahrhunderts schildert Daniel Defoe in seinem Roman *Robinson Crusoe* die Wertvorstellungen der europäischen Moderne. Robinson schreibt, so heißt es im Roman, einen "melancholischen Bericht" über das Dasein auf der "Insel der Verzweiflung", wohin er durch den Schiffbruch verschlagen worden ist. Defoe beschreibt die Strategie Robinsons, der Melancholie eines Daseins in Einsamkeit zu entfliehen. Bereits kurz nach dem Schiffbruch entschließt Robinson sich, mit Hilfe doppelter Buchführung die Vor- und Nachteile seiner Existenz gegeneinander abzuwiegen. Die Vorteile überwiegen – denn unentwegtes und planvolles Tätigsein rettet ihn vor der Verzweiflung in Einsamkeit und führt schließlich zu seiner Rettung.

Im Kapitalismus wird die *vita activa* in Form der Arbeit zum allgemein akzeptierten Verhaltensideal – die *vita contemplativa* der Antike dagegen, die Muße, gerät zunehmend unter Rechtfertigungsdruck. Nicht nur die

Faulen und die Müßiggänger, auch die Adligen werden zunehmend zu Randexistenzen. Arbeit ist das Heilmittel gegen die Melancholie, wie es am prägnantesten in dem lakonischen Rezept zum Ausdruck kommt, das Thomas Carlyle als Rektor der Universität Edinburgh 1866 seinen Studenten verschrieb: "Arbeiten und nicht verzweifeln". Es wird der Wand- und Wahlspruch der Arbeitsgesellschaft.

Lassen Sie mich kurz noch einmal auf das Utopie-Thema zurückkommen und das Stichwort "Utopie" mit dem Stichwort "Arbeit" verknüpfen. Auf lange Sicht wird das Jahr 1989 vielleicht weniger in Erinnerung bleiben, weil es das Ende des Kommunismus markierte, sondern aus einem ganz anderen Grund: 1989 bezeichnet auch den Beginn einer Epoche, in welcher die Utopie des Westens zunehmend an Kraft und Überzeugung verlor. Das Ziel des Kapitalismus war nie die Schaffung einer harmonischen Gesellschaft in ferner Zukunft gewesen, sondern die Optimierung des Marktgeschehens hier und heute. Aber auch wenn der Kapitalismus keine utopischen Ziele verfolgte, lag der damit verbundenen Wirtschaftsgesinnung eine *Utopie der Mittel* zugrunde: der Glaube, unfehlbar werde sich mit Hilfe von Technik und Wissenschaft die vom Marktgeschehen geprägte, einheitliche Weltgesellschaft entwickeln. Dieses Selbstbewusstsein kommt uns mehr und mehr abhanden. Der Kommunismus, diese *Utopie der Ziele*, ist gescheitert, und nun steht der Kapitalismus vor unerhörten Herausforderungen. Auch die Utopie der Mittel ist längst obsolet geworden. Der Arbeitsgesellschaft droht die Arbeit auszugehen; Wissenschaft und Technik, die Probleme lösen, produzieren dadurch Probleme höherer Ordnung; wie es scheint, wird die Partizipations- von der Absenzdemokratie abgelöst, und die lange Zeit modische Ablehnung jeder Transzendenz hat zum Aufleben vielfältiger Fundamentalismen geführt – nicht nur in muslimischen Ländern, sondern

auch in der westlichen Welt. Die meisten dieser Probleme betreffen nicht nur die Europäer, aber sie treffen das Selbstverständnis Europas im Kern: Es handelt sich um die Krise europäischer Selbstverständlichkeiten.

Droht der Arbeitsgesellschaft die Arbeit auszugehen? Der Befund ist umstritten, über seine möglichen Folgen und eventuelle Abhilfe muss intensiver als bisher nachgedacht werden. Das Schrumpfen der Erwerbsarbeit droht nämlich, massenhaft melancholische Dispositionen freizusetzen – mit der Folge persönlicher Resignation und politischer Apathie für eine große Anzahl von Menschen. Seine melancholischen Neigungen zu kontrollieren, bedeutet jetzt für jeden Einzelnen eine unerhörte Herausforderung: Die Menschen müssen versuchen, Engagements zu finden und Spannungen aufzubauen, deren Bewältigung als Ersatz der klassischen Erwerbsarbeit dienen kann. Ihre Auszeichnung als Temperament der Elite hat die Melancholie damit endgültig verloren. Sie hat sich demokratisiert. Hier liegt nicht zuletzt der Grund dafür, dass ein Hamlet der Gegenwart von seinem Schloss wieder auf Europa als einen melancholischen Kontinent blicken würde.

*

"Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin", ist die Erkennungsmelodie der Melancholie. Heinrich Heines Gedicht auf die "Lorelei" wurde zum Volkslied: Grundlose Trauer hat jeder Mensch schon einmal verspürt. Trotz aller Erklärungsversuche: Es ist das Unerklärliche und Undurchdringliche an der Schwermut, das sie für den Einzelnen schmerzhaft und anziehend zugleich macht. Daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern.